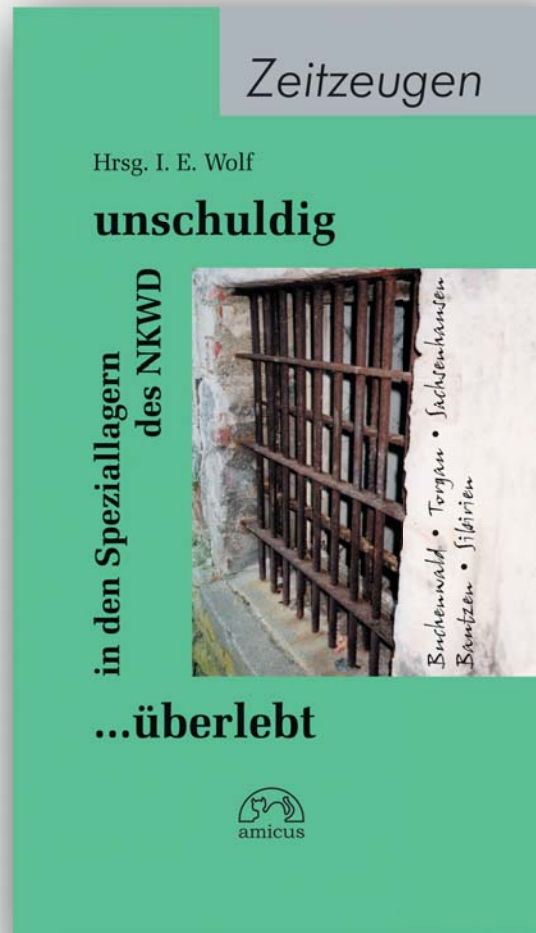


I. E. Wolf  
**unschuldig...überlebt**



272 S., Softcover, zahl. Dokumente und Fotos.

ISBN 3-935660-02-2  
14,90EUR

Man steckte auch einen uns Fremden, denn alle anderen kamen ja aus demselben Ort, mit in unseren Raum. Bald merkten wir, dass dieser Fremde eingesetzt wurde, denn er versuchte uns einzureden, dass wir alles zugeben sollten und denen alles sagen sollten. Sie machen euch zu Werwolfangehörigen. „Sagt *Ja* und ihr habt eure Ruhe“. Ein geschickter Spitzel also, der uns überreden sollte, etwas zuzugeben, was wir gar nicht getan hatten. Keiner von uns hatte jemals vorher schon von dem Wort, geschweige denn einer Organisation „Werwolf“ gehört. Niemand wusste, was das war, welche Ziele diese Organisation verfolgte. Es wurde immer rätselhafter und unheimlicher.

Einer von uns, der Bertold, war für seinen Bruder da. Er kam gerade vom Tanzen spät nach Hause, als vor seiner Haustür ein Auto mit einigen Personen drauf stand. Es war auch so eine Truppe, wie die, die bei mir im Schlafzimmer stand. Sie fragten nach Werner, seinem Bruder, Dieser war zu seinem Glück, zum Unglück von Bertold, nicht da. Kurzerhand nahmen sie Berthold mit, die Zahl musste stimmen!

Am vierten Tag holte man Berthold heraus und ein Wachmann machte einen großen Fehler: Er brachte ihn wieder zurück in unseren Raum. Berthold fiel zur Tür herein und wir alle standen wie versteinert da, so wie sie ihn zugerichtet hatten. Er war in einem gotteserbärmlichen Zustand: Die Kleidung zerrissen, blutunterlaufene Augen, das Gesicht fürchterlich zerschlagen und auf seinem nackten Rücken sah man die aufgeplatzten Wunden, die von irgendwelchen Schlagwerkzeugen verursacht wurden. Wir legten Berthold auf eine Pritsche, er war inzwischen bewusstlos geworden. Wir versuchten mit in schmutziges Wasser getränkten Lappen überzuschlagen, um wenigstens etwas seine Schmerzen zu lindern. Er kam wieder zu sich. Plötzlich wurde die Tür aufgerissen, ein Offizier schimpfte den Wachposten furchtbar und Berthold wurde wieder herausgeholt. Wir sollten doch nicht sehen, was uns bevorstand. Durch das Versehen des Postens bekamen wir das mit.

Durch die Ritzen in die mit Blechen vernagelten Fenster konnten wir draußen immer beobachten, dass unsere Eltern und Angehörigen mit Taschen da waren, um uns zu Essen zu bringen. Stundenlang liefen sie auf und ab, baten immer wieder die Wachposten, uns das Essen bringen zu dürfen. Sie warteten und warteten bis zur nächsten Postenablösung. Sie erhielten aber nur immer wieder brutale Abweisung, meist mit vorgehaltenen MPs. Grauenhaft! Menschenverachtend!

Unser Schicksal war ungewiss. Aber diese Brutalitäten unseren Müttern, Vätern und anderen Angehörigen gegenüber mit ansehen zu müssen, war das Schlimmste.

Was uns noch Schlimmeres erwarten würde, war zum damaligen Zeitpunkt nicht zu erahnen.

Einer nach dem anderen von uns wurde herausgeholt, meistens nur immer einer, höchstens zwei am Tage. Und zurück in unseren Raum kam keiner mehr. Diesen Fehler ließen sie nicht noch einmal geschehen.

Es war am fünften oder sechsten Tag, genau kann ich es nicht mehr sagen, wurde ich geholt. Früh, so gegen 5:00 Uhr, ging die Tür auf und ich wurde aufgefordert mitzukommen und brutal die Treppe hinauf gestoßen in einen Raum. Darin stand in der Mitte ein Tisch mit einer roten Tischdecke darauf und einer Lampe, deren greller Schein auf einen davor stehenden Stuhl gerichtet war. An der Wand hing ein Bild von Stalin und hinter dem Tisch saß ein Offizier.

Ich musste mich auf den Stuhl vor dem Tisch setzen und wurde mit der Lampe geblendet, so dass ich nichts mehr erkennen konnte. Die Stuhlbeine waren viel zu kurz, abgesägt, wie ich vermutete. Warum, das sollte ich in den nächsten Augenblicken zu spüren bekommen.

Aus der Ecke hinter mir trat plötzlich ein Mann in Zivil hervor, ich hatte ihn noch gar nicht bemerkt, weil ich durch die Lampe so geblendet war. Hinzu kamen die Aufregung und die unheimliche Angst vor dem, was nun folgen würde.

Der Offizier hinter dem Tisch qualmte wie ein Industrieschlot und vor ihm auf dem Tisch stand eine Flasche Wodka, aus der er trank als sei es Limonade. Ich spürte das Grinsen der Beiden, denn sehen konnte ich es nicht. Es herrschte eine gespenstische Ruhe im Raum, nur unterbrochen durch das Rülpsen des Besoffenen. Es müssen so etwa fünfzehn Minuten vergangen sein. Wahrscheinlich gehörte dieses auch zur Verhörtaktik. Aber wer sollte da ruhig bleiben? Allerhöchstens die Beiden vor mir. Ich wurde von Minute zu Minute immer unruhiger und ich musste mich zusammenreißen, damit ich nicht vom Stuhl kippte.

Plötzlich, in diese Ruhe hinein schoss die Frage des Zivilisten, er war der Dolmetscher: „Warst du beim Werwolf?“

Es stimmte also, was der Spitzel sagte. Ich hörte auch hier dieses Wort ‚Werwolf‘. Aber was es bedeutete oder irgendwelche Zusammenhänge damit kannte ich nicht.

Werwolf – eine Organisation, Verein oder was weiß ich was? Es war furchtbar. Noch einmal wurde diese Frage gestellt, diesmal sehr heftig und laut. Ich zuckte unwillkürlich und unbewusst zusammen und fragte: „Was ist das?“

„Das wirst du bald begreifen!“

Und schon ging es los! Nun wurde auch mir klar, weshalb der Stuhl kürzere Beine hatte. Unheimlich, unbeschreiblich, brutal! Der Zivilist schlug mich auf den Rücken, auf den Kopf, wohin er mich gerade traf, mit seinem Schlagwerkzeug. Dabei brüllte er wie ein Besessener: „Du Schwein! Du Faschist!“ Die Ausdrücke kann man gar nicht mehr alle wiedergeben. Und immer wieder die Schläge, Schläge... ausgeführt mit aller Kraft eines kräftigen Mannes. Und immer wieder die gleiche Frage.

Was sollte ich antworten? Sollte ich mich selbst beschuldigen für etwas, von dessen Existenz ich bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht einmal etwas wusste? Soll ich irgendetwas zugeben? Soll ich alles zugeben, was die von mir wollten? Hätte ich dann Ruhe vor diesen Schlägen? Hätte diese Quälerei dann ein Ende?

Nein! Immer wieder dachte ich: Nein! Ich habe doch nichts Böses getan! Ich war bei keinem Verein oder so was Ähnlichem! Nur bei der Feuerwehr. Mit 14 Jahren mussten Jugendliche, so auch ich, zur Feuerwehr, da ja die älteren ausgebildeten Feuerwehrmänner an die Front dieses verbrecherischen Krieges gezwungen wurden.

Ich begann: „Nein. Ich kenne das nicht! Ich war nicht dabei!“ Wahrscheinlich konnte ich diesen Satz gar nicht mehr richtig zu Ende sprechen, weil mich nun noch heftigere Schläge trafen. Mitten im Gesicht, im Unterleib. Es gab keine Stelle mehr an meinem Körper, die nicht getroffen wurde. Der Schläger hatte seine wahre Freude am Schlagen. Der Offizier soff weiter und grinste hämisch. Er gab nur das Zeichen immer weiter zu schlagen.

Ich zwang mich standzuhalten und sagte mir immer und immer wieder: Ich gebe nichts zu, was ich nicht getan habe.

Und immer wieder die Frage nach dem Werwolf. Immer war meine Antwort: „Nein!“ Weiter ging es mit den Schlägen, zwischendurch wurde ich ohnmächtig, wieder zu mir gekommen, wurde ich weiter misshandelt.

„Nein...nein...nein...nein...!“

Irgendwann erwachte ich, auf dem Fußboden liegend, klatschnass von Kopf bis Fuß. Ich muss ohnmächtig gewesen sein und sie hatten mich mit Wasser überschüttet.

Ich wurde wieder auf den Marterstuhl gestaut und weiter ging es mit der Folter. Ihre Wut über mein „Nein“ steigerte sich bis zur Raserei, beinahe dem Wahnsinn gleich.

Zwischen den Folterungen aßen sie genüsslich. Wahrscheinlich sollte ich dadurch „weich“ werden. Sie taten als ob sie mir etwas zu Essen geben wollten, aber wohl nur, um meine Qualen weiter zu verschärfen.

Ich hatte keinerlei Verlangen nach Essen oder Trinken. Ich hatte nur die eine Hoffnung, dass sie aufhören sollten mit ihren Schlägen und Tritten. Aber es ging immer weiter, stundenlang. Wie lange da eine Stunde dauern konnte, das kann man gar nicht beschreiben. Oder war eine Stunde gar sehr kurz? Man verlor jegliches Gefühl, auch das Gefühl für die Zeit.

Um die Schreie der Geschlagenen zu übertönen, wurde ein Radio sehr laut aufgedreht, denn die Schreie durfte draußen niemand hören.

Die ganze Tortour war unbeschreiblich grausam. Furchtbar!

Ich blieb trotzdem bei meinem „Nein“. Endlich, endlich gaben sie auf. Es war inzwischen am Nachmittag, so gegen 15:00 Uhr. Ich wurde hoch gezerrt, die Treppe hinunter gestoßen, geschoben, gezerrt, irgendwie und in einen dunklen Raum getreten.

So lange die Tür einen Spalt breit geöffnet war, erkannte ich im Dunkeln einige menschliche Gestalten.

Tür zu!

Völlige Dunkelheit. Stille. Stöhnen. Schweres Atmen.

Ich tastete mich weiter. Eine Hand griff nach mir und jemand sagte: „Komm, setz dich hierher, auf den Fußboden.“

Eine Sitzgelegenheit oder gar eine Liege gab es hier nicht.

Furchtbare Schmerzen hatte ich. Ich legte mich einfach dort nieder, wo ich gerade war, bemüht irgendwie die Wunden nicht noch mehr schmerzen zu lassen. Aber das war kaum möglich. Ich war ja überall kräftig geschlagen worden. Sehen konnte man nicht, wie man aussah. Und das war in diesem Moment wohl eher gut so, denn alle anderen waren ebenso zugerichtet worden. Wir waren sechs oder sieben Mann in diesem vollkommen dunklen Raum. Nur durch Sprechen, soweit es uns überhaupt möglich war, konnte man erfahren, wer da alles saß oder lag und vor Schmerzen kaum sitzen, liegen oder sprechen konnte.

Manche kannte man nicht, da sie aus Nachbarorten kamen. Auch sie sollten zugeben, dass sie Werwolf-Angehörige waren. Und keiner von uns wusste, was das eigentlich richtig war.

An Schlaf war nicht zu denken, denn die Schmerzen waren kaum zu ertragen. Wir flüsterten alle miteinander.

Einige hatten bei den Qualen der „Vernehmung“ bereits gesagt, was die Peiniger hören wollten, ohne zu wissen, um was es eigentlich ging. Andere waren beim „Nein“ geblieben wie ich. Manche waren der Meinung, alles zuzugeben, weil sie Angst hatten, dass sie uns alle erschlagen.

Essen und Trinken gab es nicht. Es war uns sowieso alles vergangen.

Uns war klar: Diejenigen, die noch nicht gestanden hatten, waren noch einmal dran mit dem „Verhör“. Und das bei diesen jetzt schon unerträglichen Schmerzen, Durst... geschwächt...

Es sollte noch grausamer werden!

Auch einen Jungen aus unserem Nachbarort hatte man mit eingekerkert. Er war lungenkrank. Ohne Rücksicht auf sein Alter und seine Krankheit wurde er ebenso grausam misshandelt. Dieser Junge war dem Tode näher als dem Leben. Wir alle hofften, dass er sich doch wieder erholen möge, was einfach unmöglich war.

Immer wieder hörte man Schreie. Die Posten wüteten. Uns ergriff eine panische Angst in dieser Dunkelheit. Werden wir jemals wieder Sonnenlicht sehen?

Etwas spärliches Licht drang nur immer in die Dunkelheit, wenn sie einen von uns erneut holten oder brachten.

Wir waren zwischenzeitlich schon ziemlich geschwächt, ohne richtiges Essen und Trinken, dafür ausdauernde Schläge und Tritte.

Ab und zu erhielten wir etwas zu Essen, was nichts wert war, dann noch in dieser Dunkelheit und bei dem Gestank der Kübel...

Am Tag nach meiner ersten Vernehmung holte man mich gleich wieder zum „Verhör“ in das mir bereits bekannte Zimmer. Meine zwei Peiniger waren wieder dort. Sie waren anfänglich die Freundlichkeit in Person. Man bot mir eine Zigarette an. Allerlei Essen stand auf dem Tisch und ich sollte mich satt essen, meinten sie.

Ich konnte mir schon denken, was sie damit bezwecken wollten: Sie versuchten eine andere Tour, da die harte ja nicht so recht zum Ziel führte.

So kann sich doch kein Mensch umdrehen, von einer rasenden Bestie zum Mensch werden. Aber solche Typen können das wahrscheinlich doch, dachte ich.

Von den mir großzügig angebotenen Sachen rührte ich nichts an, obwohl ich mittlerweile großen Hunger und auch beinahe unerträglichen Durst hatte. Beim Anblick solcher Unmenschen hätte ich vermutlich keinen Bissen herunter bekommen.

Man redete auf mich ein, dass ich bald nach Hause gehen könne, auch wenn ich zugäbe, beim Werwolf mitgemacht oder von dessen Existenz gewusst zu haben.

Schon wieder hörte ich dieses Wort, mit dem ich nichts anfangen konnte.

„Hast du gute Freunde in deinem Ort oder auch Mädchen, die dabei waren? Du kannst es ruhig sagen, dann darfst du nach Hause.“

Ich dachte nur: Sind das alles Verbrecher und Unmenschen. Ich sollte denen also noch Namen sagen, damit sie weitere Unschuldige abholen und quälen können.

Als alles gute Zureden und alle Freundlichkeiten nichts halfen bei mir, ging die Tortour vom Vortage uneingeschränkt weiter.

Es bringt nichts, wenn ich die Quälerei noch öfters schildere. Es geschah immer und immer wieder.

Oft genug war ich drauf und dran zuzugeben und alles zu sagen, was sie hören wollten, damit endlich Schluss wird mit den Hieben. Angst um das bisschen Leben hatte uns alle ergriffen. Einige gaben schneller auf. Und irgendwann sagte ich die verhängnisvollste Lüge in meinem Leben: „Ja, ich war beim Werwolf“, obwohl ich nicht wusste, was das war.

Jetzt sah ich in zufriedene Gesichter. Ihr Erfolg ließ ihnen die Brust schwellen und sie rauchten genüsslich ihre Siegerzigarette.

Ich dachte nach meiner Lüge, dass sie mich für heute nun endlich doch in Ruhe lassen würden, denn die Schmerzen wurden durch deren Zufriedenheit auch nicht erträglicher. Aber ich hatte mich getäuscht. Sie fragten. „Wenn du dabei warst, was hast du da gemacht?“

Was sollte ich darauf antworten. Ich wusste ja nicht, was man beim Werwolf zu tun hatte. Irgendetwas musste ich nun erfinden. Aber was? Was erzähle ich denen nur, damit es eine Ruhe gibt?

In der Dunkelkammer hatten einige schon gesagt, dass diese Frage dann komme. Und trotzdem war diese Frage für mich wie ein erneuter Schlag auf den Kopf! Die anderen hatten gesagt, sie hätten Plakate abgerissen. So viele Plakate hat es in den letzten Jahren in unserem und in den umliegenden Orten wohl nie gegeben. Mir fiel nicht Besseres ein, also sagte ich: „Ich habe Plakate abgerissen.“

Meine Peiniger waren froh, ein großes Verbrechen als Geständnis niederzuschreiben. Sie waren anscheinend fürs Erste zufrieden, denn der Posten musste mich wieder runter in den dunklen Raum bringen.

Von mir aus sollten die doch nun aufschreiben, was sie wollten, Hauptsache sie lassen mich etwas ausruhen.

Einige Minuten später wurde die Tür schon wieder aufgerissen, ich musste ein kleines Wäschebündel nehmen und heraustreten in den Flur. Dort standen zwei Posten mit MPs. Mir wurden die Hände wieder mit Gardinenschnur auf dem Rücken zusammengebunden und mein Bündel darauf gedrückt. Ein Bewaffneter lief vor mir, der andere hinter mir. Wir gingen raus auf die Straße, über den Platz. Das Bündel baumelte mir beim Gehen von hinten zwischen die Beine.

Auf der Straße blieben die Passanten stehen, auch Angehörige von Inhaftierten. Sie wurde barsch aufgefordert weiterzugehen.

Plötzlich hörte ich ganz in meiner Nähe leise jemanden meinen Vornamen sagen. Ich drehte mich kurz um und sah in das entsetzte Gesicht einer guten Bekannten, besser entfernten Verwandten. Wahrscheinlich sah ich schrecklich aus, zerschunden, gefesselt, unter Bewachung abgeführt wie ein Schwerverbrecher.

Die Posten stießen mich weiter und schimpften mit ihren mir inzwischen schon bekannten Flüchen.

Es ging der so genannten Himmelsleiter, einem schmalen Weg zwischen Wohnhäusern entlang, hinauf zum richtigen Gefängnis.

Ich habe mir die Nummer noch gemerkt, es war die Zelle 6. In dieser Zelle waren bereits zwei Männer, ein Jugendlicher aus unserem Nachbarort und ein älterer aus unserem Ort.

Ich setzte mich auf die Pritsche und meine Gedanken begannen durch meinen Kopf zu rasen, ohne dass ich sie in klare Zusammenhänge ordnen konnte. Ich dachte so bei mir, das war wohl der erste Akt – und wie mag es weiter gehen?

\*

Und endlich war es dann soweit, dass sie wirklich ernst gemacht und die ersten Transporte zusammengestellt haben.

Es waren die Häftlinge dabei, die damals bei der Verurteilung 1945/46 zu fünf oder acht Jahren verurteilt wurden. Das waren die ersten, die sie rausgezogen hatten, ehe sie an die 10-Jährigen ran sind. Wir konnten es kaum glauben. Die kamen alle erst einmal in das sogenannte RDI-Lager. Das war das Lager, von dem aus die Transporte gehen sollten. Es gingen zwei Transporte im Mai und im Juni 1953. Danach war wieder Schluss. Und warum? Da war der 17. Juni 1953! Alle Transporte gestoppt. In der DDR war der Arbeiteraufstand. Bis September 1953 ging kein Transport mehr in die DDR.

Eugen Domhardt (*leider 2003 verstorben*) ist dann im Oktober als erster von uns mit nach Hause

gefahren. Ich weiß jetzt nicht mehr, wer beim Eugen alles noch aus unserem Ort dabei war. Auf jeden Fall, meine letzte Karte war vom 15. November 1953. Die haben meine Eltern am 18. Dezember erhalten. Darin habe ich noch geschrieben: „Ihr werdet wohl enttäuscht sein, von mir heute noch einmal Post zu erhalten. Bis heute war ich noch nicht unter den Glücklichen, die nach Hause fahren konnten. Ihr müsst Geduld haben.“ Das war im November. Es waren schon wieder etliche Transporte gegangen. Am 7. Dezember 1953 haben sie uns ein weiteres Mal verlegt, und zwar in das Lager, von dem aus die Transporte zusammengestellt wurden. Von dort aus ging es am 8. Dezember auf Transport, wieder in Güterwaggon mit Öfen und Stroh auf dem Fußboden, aber diesmal in Richtung Heimat. Weihnachten 1953 fuhren wir durch Moskau in westliche Richtung. Am 29. Dezember kamen wir tatsächlich in Fürstenwalde an. Dort haben sie uns eingekleidet. Wir haben einen Anzug bekommen, einen Mantel und ein Paar Schuhe, Entlassungsschein und 50 Mark Entlassungsgeld. Mit mir wurden auch Harry Schultheiß, Harry Tenner, Walter Golazewski und Achim Liebermann entlassen.

Harry Schultheiß, der Köppelsdorfer, hat es sich nicht nehmen lassen und in Fürstenwalde noch ein Telegramm losgeschickt. „Ich komme, ich komme!“ Seine Familie hat das Telegramm vielleicht so gegen Mittag gekriegt. Die haben natürlich den ganzen Stadtteil Köppelsdorf benachrichtigt. Die Angehörigen und Freunde haben Harry am Köppelsdorfer Bahnhof mit mindestens 30 Mann empfangen.

Die anderen sind in Köppelsdorf ausgestiegen. Ich bin bis zum Hauptbahnhof in Sonneberg gefahren. Und trotzdem gab es jemanden, wer kann ich nicht sagen, der mich erkannt hat, da ich am Fenster gestanden habe.

Ich bin also in Sonneberg ausgestiegen, durch die Robertstraße (heute Cuno-Hofmeister-Straße) und dann den Linder Hügel runtergelaufen. Zu Hause habe ich geklingelt. Die Tür wurde aufgemacht, meine Eltern haben mich mit großen, entsetzten Augen angeguckt. „Ja, du kommst ja doch noch, kommst ja doch noch!“

„Warum soll ich denn nicht kommen? Ihr seht doch, dass ich da bin.“

Derjenige, der mich am Köppelsdorfer Bahnhof erkannt hatte, war in die „Plasta“ gelaufen und hat meine Ankunft angekündigt. Mein Vater hat damals in der „Plasta“ in Schichten gearbeitet. Er hat sich auf das Fahrrad gesetzt und ist heimgefahren, war eher daheim als ich. Meine Eltern waren natürlich mächtig enttäuscht, dass ich noch nicht da war. Meine Mutter herrschte den Vater an: „Du bist wohl verrückt? Wie kannst du denn so etwas erzählen? Der Junge ist doch nicht da!“

Man kann das nicht beschreiben, was los war, als ich endlich zu Hause in der Stube stand...

Das war dann das Ende meiner Odyssee: Ich war wieder zu Hause, am 30. Dezember 1953.